



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zimmermann, Max: Einst und Jetzt : Betrachtungen bei Gelegenheit der  
Münchener Jahresausstellung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Einst und Jetzt

Betrachtungen bei Gelegenheit der Münchener Jahresausstellung

Von Max Zimmermann



wei Bilder möchte ich mir als „Pendants“ — man verzeihe das harte Wort, „Pendants“ nannte man früher zwei Bilder, die inhaltlich zusammengehörten, und heute ist ja das erste Erfordernis eines Bildes, keinen Inhalt zu haben. Doppelte Sünde! Denn als „Pendants“ schuf und verwertete man kleine Bilder, und wer begnügte sich heute noch mit einer kleinen Leinwand? — also zwei Bilder möchte ich mir zusammenhängen mit der Unterschrift: Einst und Jetzt. Das eine befindet sich in der Galerie des Grafen von Schack und ist von Leopold Bode, glücklich verschollenen Namens, wie der Künstler anmerkt, das andere, augenblicklich auf der Jahresausstellung in München, von Louis Jimenez in Paris. Der Jung-Münchener Künstler horcht auf bei dem Namen der allerheiligsten, kunstgralhütenden Stadt. Bodes Bild: Auf einem Waldespfade wandelt eine anmutige weibliche Gestalt, Wemut zuckt um ihren jugendlichen Mund, sie hat vor kurzem ach! den jungen Gatten begraben. Aber da fällt ihr Blick auf das Kind in ihren Armen, und durch alle Wehmut lächelt sie selig: Für meinen Schmerz giebt es einen kräftigen Balsam. Mein Dasein hat noch einen köstlichen Wert, dir habe ich das Leben gegeben, mir verdankst du es, wenn du herangewachsen in dieser reichen, schönen Gotteswelt ringen und dir ein Glück erkämpfen kannst! Auch das Bild des Jung-Parisers zeigt eine junge Mutter mit ihrem Säugling am Waldesrande, aber ihr Gesicht steht in traurigem Gegensatz zu ihrem Lebensalter, Elend, Sorge und schwere Arbeit haben frühe Furchen darein gegraben, mit Schmerz betrachtet sie den kleinen Erdenbürger. O daß ich dich zu deinem Elend geboren habe, seuzt sie, denn die Welt ist voller Not und Sorge, wie wirst du gleich mir in blutigem Schweiß arbeiten müssen und doch oft darben! O Jammer und Fluch dieser Erde, entsetzliches Los, Mensch zu sein!

In der Galerie Schack hängt noch ein andres kleines Bild, der Name des Malers hat keinen glänzenden Nachruhm hinterlassen. Ein Minnesänger zieht mit seinem Knappen durch das Land, seine Schimmel ist mit Blumen

befränkt, der Sänger schlägt jubelnd die Laute. Schwarmender Thor! ruft der moderne Künstler, welch andres Bild das von Guignard in Paris auf der Ausstellung: Einschiffung einer Viehherde! Das kann man beobachten, jeder hat es gesehen und kann beurteilen, wie herrlich das Licht auf den breiten Rücken der lebensgroen Tiere gemalt ist.

Moritz von Schwind hatte sich lange Jahre darnach gesehnt, die Rückkehr des Grafen von Gleichen aus dem heiligen Lande in einem größern Bilde darzustellen, beileibe aber nicht lebensgroß, denn der Gegenstand ist nur eine Sage, die sich am schönsten anhört erzählt am traulichen Herdfeuer. Doch der Erzähler wird an den Hauptstellen die Stimme kräftig erheben, denn der Inhalt ist dramatisch, und es handelt sich um große Gefühle, deshalb werden auch in der bildlichen Darstellung mindestens halblebensgroe Figuren am Plage sein. Als Graf Schack den Künstler kennen lernte, gab er ihm den Auftrag zu dem Bilde. Die Geburtsfage Karls des Großen hat Bode in einem dreiteiligen Gemälde von gleich großen Verhältnissen dargestellt. Auf vielen kleinen Bildchen erzählt Schwind in der Galerie Schack von einsamen Waldkapellen, vor denen ein Mädchen nur vom scheuen Reh belauscht betet, von der köstlichen Morgenfrühe, die dem im traulichen Zimmer erwachenden durchs Fenster entgegenglantzt, von der murmelnden Quelle mit den schönen Nixen darin, entdeckt vom verirrtten Jäger, vom Sputzgeist Rübezahl, vom Vater Rhein, der auf dem Wasser schwimmt, vom unheimlichen Rauschen in den Erlen bei nächtlicher Stunde, vom gespenstigen Wallen der Nebel auf feuchten Wiesen, verkörpert in der Goethischen Ballade vom Erfkonig. Neureuther hat den Traum der Rezia aus Oberon gemalt. Was Märchen! Was Träume! Was sollen sie uns, die wir im Getriebe der großen Städte leben, die wir durch die stillen Waldschluchten und die nächtlichen Sümpfe dahinflausen in dem keuchenden Dampfzuge? Der rauschende Waldbach wird eingefangen in geradlinigen Kanälen und in die Stadt geführt, da knien die Weiber daran und waschen die schmutzige Wäsche. Das Walddchen bei der Stadt, sonst die Freude von Jung und Alt, wird ausgerodet, und ruige Fabrikgebäude erheben sich an seiner Stelle, da pocht nicht mehr der Specht an die Bäume, da hallt das betäubende Lärmen der Dampfhammer, da klappert das Räderwerk der Maschinen.

Der Künstler soll ja nur noch ein Organ haben: das Auge, und da wird er am besten darstellen, was jeder täglich vor Augen hat. Wie selten kommt der viel beschäftigte Städter — er muß ja arbeiten, Reichtum und Stellung erjagen — einmal aufs Land oder in den Wald hinaus! Die Frauen und Kinder schickt er auf einige Ferienwochen in eine möglichst nahe Sommerfrische, der Herr des Hauses selbst hat natürlich keine Zeit mit ihnen zu gehen, er besucht sie des Sonntags und in der Woche einmal nachmittags. Hat nicht Goethe gesagt: Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und

wo ihrs packt, da ist's interessant? In den idealen, romantischen Stoffen hat sich die Welt früher gesättigt, wir greifen fröhlich hinein ins Alltägliche, ruft der Künstler aus. Leider vergißt er aber, daß das Menschenleben nicht an sich interessant ist, sondern es erst durch die Auffassung wird. Ein junger Bauer mit der Sense auf dem Rücken und eine Dirne mit dem Milchgefäß gehen auf der Wiese an einander vorüber und betrachten einander von fern. Das wird uns doch erst interessant, wenn wir irgend welche novellistische Beziehungen zwischen den beiden herausmerken, aber sorgfältig hat Hans Olde auf seinem Bilde eine Andeutung derselben vermieden. Frauen auf der Düne sitzend oder stehend sind uns langweilig, wenn wir nicht sehen, daß sie z. B. die Rückkehr ihrer Männer vom Fischfang erwarten. Ja, die Maler, die so natürlich sein sollen, schlagen der Natur geradezu ins Gesicht; es ist nicht wahr, daß badende Jungen weiter nichts thun, als in das grelle Sonnenlicht blinzeln. Wo ihrer ein Duzend beisammen sind, wie auf dem Bilde von Otto Sindig, da treiben sie allerlei Scherz und Kurzweil mit einander. Schafe auf dem Heimwege, lebensgroß dargestellt, zu weiter nichts benutzt, als hellleuchtende weiße wollige Flecken auf dem grünen Grund der Wiese zu geben — wie kann der Maler verlangen, daß wir solch ein Bild mit Teilnahme betrachten? Schlimmer noch! Das alles sind ja Gegenstände, bei denen inhaltlich nicht viel oder gar nichts aufzugeben ist; aber wen wird es nicht verstimmen, wenn ein Maler an einem Mädchen, das zur ersten Kommunion geht, nur das Schimmern des Lichtes auf dem weißen Schleier darstellt und außerdem weiter nichts giebt als ein dummes, befangenes Gesicht? Wenn Liebermann nur das Tanzen des Sonnenlichts auf den Köpfen einer im Walde versammelten Menge geben will, warum läßt er sich diese dann zu einer Predigt zusammenfinden?

Dasselbe Bestreben, möglichst äußerlich zu sein, macht sich in der Landschaft geltend. Sehr fein in einer gewissen Beziehung sind die Landschaften von Baisch und Schönleber beobachtet, aber die Maler wollen darin nichts weiter vorführen, als die vorübergehende Wettererscheinung. Die Landschaften beim Grafen Schack zeigen alle, daß der Maler darin gelebt hat, daß der Felsensteg, das Häuschen im Walde, der spiegelnde See ihm persönlich vertraut sind. Dürfte ein Dichter es unternehmen, in einem Gedichte Landschaft ohne Beziehung auf den Menschen zu schildern? Man denke an Goethes Gedicht „Auf dem See.“ Wäre das überhaupt noch etwas ohne die persönliche Verbindung mit dem Dichter, der den See befährt? Das Interessanteste ist immer der Mensch und die Beziehung zu ihm in andern Dingen, warum also gerade ihn ausscheiden? Hochgebirge und Meer hört man oft mit einander vergleichen und die Frage aufwerfen, was man höher schätze. Die meisten werden sich zu Gunsten des Gebirges aussprechen. In ihrer äußern Erscheinung sind beide reich, das Meer mit seiner wechselnden Farbe und seinen ewig be-

wegen Lichtern, das Gebirge durch die vor dem Wandernden wechselnde Gruppirung von Baum und Fels. Aber das Meer ist eine lebentötende Fläche, es bietet dem Menschen keine Stelle zum wohnen, er gleitet nur drüber hin, um andre Küsten zu betreten. Im Gebirge blüht ein reiches Menschenleben, das sich in mancher Beziehung sogar üppiger entfaltet als das ländliche Leben auf der Ebene. Der Gebirgsbauer hat leichte Arbeit, da er nur Viehzucht treibt, es bleibt ihm Muße, die Dichtkunst in Schnadahüpfeln, die Musik im Zitherspiel und Gesang, den Schuhplattltanz auszubilden, die Anwohner der See müssen in harter Arbeit unter steter Lebensgefahr ihr kärgliches Brot dem Meere im Fischfang abgewinnen, sie haben keine Muße für das Unnütze des Lebens.

Wislicenus stellt auf einem Bilde bei Schack die Phantasie dar, von den Träumen getragen. Die heutige Malerei will von Phantasie nichts wissen, daher keine Novellenstoffe mehr wie bei Schack auf den anziehenden Bildchen von Karl Spitzweg. In der Gasse einer altdeutschen Stadt nimmt ein Jüngling Abschied von einem Mädchen, die Postkutsche wartet, ihn zu entführen. Der im Dachstübchen nach hinten wohnende alte Junggeselle erspährt seine Nachbarin beim Schein der Lampe nähend, ihm kommen Gedanken, daß er es anders hätte haben können. Leute haben einen Vorberg der Alpen erstiegen, von der Ebne ist nur wenig dargestellt, aber die Leute blicken nach der Richtung hinaus, wo sie liegt, und erwecken in dem Beschauer so die Vorstellung der weiten Aussicht besser, als wenn diese dargestellt wäre. Schon das ist nach Ansicht der Neuern verkehrt, sie wollen die Einbildungskraft nicht einmal zur körperlichen Fortsetzung des Bildes anregen, was doch noch immer ein Sehen, wenn auch ein geistiges ist, wie viel weniger einen der andern Sinne reizen, z. B. das Gehör. In vielen Bildern bei Schack findet sich ein unmittelbares musikalisches Element. Eine Zigeunerfamilie ist auf weiter Ebne zum Abend um ein Feuer versammelt, der Mann spielt die Geige, und im Geiste hört der Beschauer die Töne über die dämmernde Heide ziehen. Karl Werner zeigt bei Schack eine verfallne Kirche. Regenwasser steht darin, eine Schlange kriecht über den Boden, ein zeretzter Lehnstuhl steht neben der halben eingestürzten Kanzel, alles gemahnt an das Leben, das einst in diesen Räumen geherrscht hat, und spricht wehmütig von seinem Erlöschen. Ein moderner Künstler würde nur das Äußere des Verfalles darstellen, und doch wird jedem, der einen solchen Raum in Wirklichkeit betritt, sogleich die Erinnerung des frühern Lebens erwachen, wie niemand eine Leiche sieht, ohne an den lebenden Menschen zurückzudenken.

Und ist denn in einem Novellenstoff etwas außer dem Bereiche der Malerei liegendes? Ich denke, nein, wenn er richtig gewählt wird. Man sieht auf dem Bilde von Gautier „Auf dem Standesamte“ die Befangenheit der jungen Braut, mit des Schreibens ungewohnter Hand ihren Namen zu einem so

wichtigen Zwecke in das Buch einzutragen, das der Standesbeamte mit geschäftiger Miene ihr vorlegt, man sieht die Gedanken der Alten darüber auf ihren Gesichtern ausgeprägt, man sieht, daß die Mädchen sich über den Vorgang etwas zuraunen, und versteht, was sie meinen, man sieht den jungen Burschen sie lächelnd betrachten und wünschen, auch bald so weit zu sein, und eine von diesen da wäre ihm gerade recht. Wem ist damit gedient, wenn man einen Gegenstand so genau wie möglich abmalt? Sich mit dem Ruhm begnügen, ihn staunenswert getreu wiedergegeben zu haben, ist wahrlich klein gedacht. Die geistige, nicht die mechanische Arbeit ist an einem Bilde das wahrhaft Künstlerische. Die Form ist nur für den Inhalt da, und ihn in ein möglichst geistreiches oder schönes Gewand zu kleiden, ist ihre Aufgabe. Der Künstler soll gleichzeitig ein Dichter sein. Wohl kann man auch mit der Form und nicht nur mit dem geistigen Gehalt dichten. Dichtung der Form ist die Komposition in den bildenden Künsten. Aber das vergesse man nie, die Naturformen müssen die Grundlage bilden, die muß man schön oder geistreich zusammenstellen, nicht neue, widernatürliche Formen aufsuchen; dabei kommt man zu solchen Absurditäten wie Böcklin, der auf diese Weise vielen die Freude an seinem großen Talent beschneidet.

(Schluß folgt)



## Junge Liebe

Idyll von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann

(Fortsetzung)



ie Kammer lag im entgegengesetzten Ende des Hauses und war ein kleinerer, länglicher Raum mit einem Fenster nach der Schlucht hinaus und einer alten Giebelthür, die in frühern Zeiten als Eingang für die Fährleute benutzt worden, aber jetzt durch eine Eisenstange verschlossen war. Neben dieser Thür stand das Bett; den übrigen Hausrat bildeten ein Tisch und ein dreibeiniger Stuhl. Die Wände waren von rohem Lehm ebenso wie der Fußboden, in dessen Fläche die Feuchtigkeit und langjähriger Gebrauch große Vertiefungen gebildet hatten; aber dessenungeachtet sah es hier — im Gegensatz zu dem übrigen Teile des Hauses — ganz sauber und ordentlich, ja beinahe gemütlich aus.